

Wort und Antwort

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1974)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht?

Antwort an Dr. Hans J. Rapp (Vgl. Heft 2, S. 51)

Ihren Bemerkungen zum „Gehweg“ pflichte ich bei. Das heißt aber, daß ich mich trotzdem um einen deutschen Ausdruck mühe. Dieser muß aber schriftsprachlich wie mundartlich befriedigen. Wie wäre es mit „Fußgängerweg“? „Fußgängerstreifen“ hat sich längst eingelebt. Somit könnte „Fußgängerweg“ auch heimisch werden, sagt doch das Wort unmißverständlich, um was für einen Weg es sich handelt. Auch bliebe „Fußweg“ unangetastet. Warum sollte sich also „Fußgängerweg“ nicht durchsetzen?

Mit dem „Taschenbuch“ ist es aus den von Ihnen angegebenen Gründen heikel. Deshalb müssen wir vorab zwei Überlegungen anstellen.

Zunächst ist festzustellen: Sind wir der Meinung, wir benehmen uns mundartfeindlich (inwiefern übrigens?), wenn wir beispielsweise „Gehweg“ brauchen, so sollten wir dann nicht den viel ärgeren Fehler machen und in eine fremde Sprache überwechseln und etwa „Trottwar“ sagen. Das hieße Mücken aussieben und Kamele verschlucken, ein Vorgehen, das beim Deutschschweizer leider anerzogen und deshalb gang und gäbe ist.

Zum andern: Unsere Mundart verhält sich sehr beweglich bei Zusammensetzungen. Ein Wort allein wird mit Zurückhaltung oder gar nicht gebraucht; in der Zusammensetzung fügt es sich verhältnismäßig leicht ein.

Im Bernbiet gilt eigentlich „Hamme“ und nicht „Schinken“. In der Zusammensetzung heißt es aber „Schinkenbrot“, „Schinkegipfeli“. Wir reden von einem „Ässe“ und nicht von einer „Spis“. Wir sagen jedoch „Vorspis“ (nicht das gleiche wie „Vorässe“!), „Eierspis“, „Nachspis“, „Süeißpis“. Auch „Gricht“ verwenden wir im Sinne von „Ässe“ nur in der Zusammensetzung: „Fleischgricht“, „Tagesgricht“ (Tagesplatte). Ebenfalls „Mahl“ gehört hierher: „Nachtmahl“, „Wurstmahl“. Ähnlich verhält es sich mit „Sou“ („Schwi“ oder „Schwin“ gibt es hier nicht); wir sagen aber „Schwignis“, „Schwinefleisch“.

In der Zusammensetzung erhalten also Wörter einen andern Sinn, als wenn sie allein stehen (Gricht), oder sie werden allein nicht gebraucht (Mahl), oder es gibt sie gar nicht (Schwi).

Nun können wir uns im Zusammenhang mit der Mundart genauer mit „Täsche“ befassen. Bei diesem Wort zeigt sich eine besondere Vielfalt. „Täsche“ allein hat einen andern Sinn als in der Zusammensetzung: „Brieftäsche“, „Chuttetäsche“ (aber „Hosesack“). Hingegen als Bestimmungswort nimmt „Täsche“ wieder den eigentlichen Sinn an. Ein „Täschediab“ ist einer, der Taschen stiehlt, und ein „Sackschelm“ einer, der Säcke entwendet. Eine Übertragung von „Taschendiab“ zu „Täschediab“ ist also nicht möglich, weil wir in der Mundart am Sinn des Bestimmungswortes festhalten.

Ähnlich ist es auch mit „Täschebuech“. Wir würden dieses Wort eher so auffassen, daß da ein Buch für Taschen oder über Taschen zu haben wäre. „Täsche“ gibt es in der Mundart nicht, und deshalb können wir es, ohne uns daran zu stoßen, in der Zusammensetzung brauchen. Sagen wir doch ruhig „Täschebuech“, „Täschediab“, so lange wir nichts Besseres finden. Schließlich hat die „Taschelampe“ in der Mundart längst Eingang gefunden.

Werner Rüedi

Und das Gegenrecht? (Vgl. Heft 4, S. 113 ff.)

In der „Gazzetta Ticinese“ hat sich vor kurzem Giuseppe Tramarollo mit der schlechten Stellung des Deutschunterrichts in Italien befaßt. Als Deutschschweizer wird man diese statistisch belegten Ausführungen eines unverdächtigen Zeugen aus dem italienischen Sprachgebiet mit Bedauern zur Kenntnis nehmen. Nur mit Bedauern? Vielleicht meldet sich doch auch das schlechte Gewissen, wenn man das geringe Ansehen bedenkt, welches die italienische Sprache bei uns genießt. Der Deutschschweizer „anerkennt das Italienische nicht als Kultursprache, und andererseits ist es ihm als Wirtschafts- und Handelssprache zu unwichtig“ (Max Wermelinger in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 13. März 1974).

Seit kurzem macht es zwar ein Zusatz zur Maturitätsanerkennungsverordnung den eidgenössisch anerkannten Maturitätsschulen in der deutschen Schweiz zur Pflicht, Italienisch jeweiligen gleichberechtigt mit Englisch anzubieten. Die Einführung dieser Bestimmung hat wohl lediglich in letzter Minute noch verhindert, daß Italienisch als Maturitätsfach allgemein förmlich abgeschafft wurde; in einzelnen Fällen mußte auf den Wink aus Bern die bereits beschlossene Streichung widerrufen werden. Steht aber nicht in der Praxis noch immer allzuoft einem eher lustlosen Angebot eine völlig ungenügende Nachfrage gegenüber? Über die tatsächliche Entwicklung in der letzten Zeit vermöchten nur Statistiken Auskunft zu geben. Wie viele dieser Mittelschüler aber später als Lehrer, Ärzte, Richter bedauern, keine Gelegenheit gehabt oder sie nicht wahrgenommen zu haben, Italienisch zu lernen, darüber bestehen noch keine Erhebungen. Es dürften ihrer nicht wenige sein, die zu spät wahrnehmen, daß Italienisch nicht nur die Sprache Dantes und Manzonis und diejenige vieler unserer Gastarbeiter, sondern auch unsere dritte Amtssprache ist, die in einem Teil unseres eigenen Landes gesprochen wird.

Noch schlimmer sieht es in jenen Bereichen des Schulwesens aus, wo der Bund keine Eingriffsmöglichkeiten besitzt. Es ist uns eine Industriegemeinde mit über 10 000 Einwohnern, also nach landläufiger Vorstellung eine Stadt, bekannt, die in der Luftlinie nur rund 80 Kilometer vom Gotthard entfernt liegt, deren öffentliche Sekundarschule Italienisch aber auch nicht mehr als Freifach führt. Zur Begründung dieses Mißstandes wird lakonisch erklärt, es sei kein Lehrer mehr vorhanden, welcher Italienischunterricht erteilen wolle.

Da der prozentuale Anteil der Tessiner und Italienischbündner an unserer Gesamtbevölkerung erheblich größer ist als jener der Deutschsprachigen Italiens, tun wir wohl gut daran, nach der Lektüre des Aufsatzes von Giuseppe Tramarollo nicht mit Fingern über die Alpen zu zeigen, sondern in uns zu gehen und zu prüfen, was unternommen werden könnte, um zuerst einmal bei uns in Ordnung zu bringen, was nicht in Ordnung ist.

Br. Sch.

Der? Die? Das? — und das Sprachgefühl (Vgl. Heft 5, 1974, S. 148)

Schade, daß Klaus Mampell in seiner vergnüglichen Plauderei über die Geschlechtszuteilung an neu übernommene Lehnwörter nicht noch weiter gegangen ist. Er hätte dann, tiefer dringend, vielleicht die Entdeckung gemacht, daß über dem Sprachgefühl ein „höheres Leitendes“ waltet, nämlich der Sprachgeist. Dieser Sprachgeist ist es ja, der dem Sprachgefühl — gewissermaßen aus dem Hinterhalt — seine Direktiven zuflüstert. Ich meine das so:

Angenommen, ich verwende erstmals das französische Wort *chanson* im Deutschen. Frage: der, die oder das *Chanson*? Hier entscheidet nicht der Zufall, auch noch nicht das Sprachgefühl (das sich ja für dieses neue Lehnwort erst noch entwickeln muß), sondern eben das, was ich den Sprachgeist nenne. Er läßt augenblicklich ein deutsches Synonym anklingen, in unserem Fall beispielsweise: *das* Lied. Damit ist der Entscheid für *das* *Chanson* gefallen. Der gleiche Vorgang wiederholt sich bei dem Wort *Song*. Nur daß hier als Synonym nicht *das* Lied, sondern *der* (klangverwandte) *Gesang* oder gar *der* *Sang* anklingt und das Geschlecht bestimmt. Deshalb: *der* *Song*.

Die Regel könnte demnach lauten: Das Geschlecht von Lehnwörtern wird in vielen Fällen durch das deutsche Synonym mitbestimmt. (Mitbestimmung also auch hier...)

Eine Hypothese? Als bloßer Freizeit- und Amateurgermanist weiß ich nicht, ob es sich da um eine Entdeckung oder vielleicht nur um einen Ladenhüter handelt, den die Fachleute längst inventarisiert und wissenschaftlich gesichert haben. Eigenartig ist jedenfalls, daß die meisten der von Klaus Mampell erwähnten Wörter — und noch weitere — sich dieser Regel zu beugen scheinen:

Der Schal:	<i>der</i> Umhang, vielleicht auch <i>der</i> mundartliche „Schleif“ als Verwandter des Schals.
Der Bluff:	<i>der</i> Schwindel, <i>der</i> Betrug, <i>der</i> Aufschnitt.
Das Handicap:	<i>das</i> Hindernis.
Die Jury:	<i>die</i> Gruppe der Urteilenden. Zudem klingt das <i>y</i> nicht anders als das <i>ie</i> in <i>Regie</i> , <i>Phobie</i> , <i>Chemie</i> usw. und leistet so der Weiblichkeit Vorschub.
Das Budget:	<i>das</i> Verzeichnis zu erwartender Einnahmen und Ausgaben.
Das Meeting:	<i>das</i> Treffen, <i>das</i> Wettspiel.
Der Pudding:	<i>der</i> Kloß; vielleicht sogar <i>der</i> Gugelhopf, als einigermaßen formähnliches Gebilde.
Das Hobby:	<i>das</i> Steckenpferd, <i>das</i> Freizeitunternehmen.
Die Lobby:	<i>die</i> Interessentengruppe, <i>die</i> Liebedienerei, <i>die</i> Clique, <i>die</i> Bande...
Das Chanson und der Song:	siehe oben.

Natürlich wird zugegeben, daß diese Liste nicht ohne einige Willkür zustande gekommen ist, was jedoch ihre Beweiskraft kaum erheblich schwächen dürfte.

Otto Frei

Entgegnung auf den Hilferuf aus Österreich

Antwort an OSR Ernst Pacolt (Vgl. Heft 5, S. 155 f.)

Man kann es natürlich Ihren Lesern nicht zumuten, die persönlichen Auseinandersetzungen von Leserbriefschreibern zu verfolgen. Daher werden nur wenige das Heft 1, 1974, aufgeschlagen haben, um die „Entgegnung auf den Hilferuf aus Österreich“ des Herrn Oberschulrates Ernst Pacolt mit meinen Ausführungen im Artikel „Nochmals: Groß- und Kleinschreibung“ (1, 1974, S. 8 ff.) zu vergleichen. Da aber seine Polemik meine Sätze verfälscht und verzerrt wiedergibt und außerdem persönliche Angriffe enthält, muß ich Sie doch bitten, mir zu erlauben, in Ihrem Blatt auf die ärgsten Unterschiede in den beiden Texten hinzuweisen.

Herr OSR Pacolt schreibt (S. 155): „Und was soll man zu der folgenden behauptung sagen: wenn man rechnen kann, ohne die exakte definition des begriffs ‚zahl‘ zu kennen, so kann man auch die großschreibung handhaben, ohne zu wissen, was ein ‚Hauptwort‘ ist. Na ja!“ Meine Sätze zu diesem Thema lauten (S. 9): „Um nun wieder auf das Hauptwort zurückzukommen: Wenn es hier an einer exakten Definition fehlt, so ist zu bemerken, daß Volksschüler mit Definitionen überhaupt nichts anfangen können. Die Lehrer betreiben ja auch Rechenunterricht, ohne den Schülern eine exakte Definition zu geben, was eine Zahl ist.“ Wo steht hier, daß die Volksschüler nicht wissen sollen, was ein Hauptwort ist? Das, was man Kindern über die Begriffe „Zahl“ und „Hauptwort“ sagt, ist wohl etwas anderes als die exakte Definition der Wissenschaftler. Meine Frau hat 25 Jahre lang als Volksschullehrerin unterrichtet; sie hat nie unüberbrückbare Schwierigkeiten vorgefunden, wenn sie den Kindern beibringen mußte, was ein Hauptwort ist.

OSR Pacolt kommt dann auf die Definition des Wortes „Doping“ zu sprechen, die ich in einer Wiener Zeitung gefunden habe. Ich wollte mit dem Bandwurmsatz dieser Definition zeigen, daß er in Kleinschreibung noch unübersichtlicher wird. Ich schrieb (S. 10): „Abgesehen davon, . . . , macht die Häufung von Hauptwortblöcken die Definition recht unübersichtlich, so daß die Großschreibung der Hauptwörter hier wirklich wie die Aufstellung von Wegweisern wirkt. Nun bestehen der wissenschaftliche Stil und die Amtssprache aus solchen Bandwurmsätzen. Man kann sich vorstellen, welche Erschwerung die Kleinschreibung beim Lesen solcher Sätze, die schon heute schwer zu überblicken sind, bringen würde.“ Was macht daraus OSR Pacolt? Er schreibt (S. 155): „ . . . , aber nach ansicht des herrn oberstudienrates soll die rechtschreibung den schlechten stil verbessern, und — man höre und staune — für den schlechten stil eigne sich die großschreibung besser als die kleinschreibung. Über diese schlußfolgerung werden sich aber die großschreiber freuen!“ Aus meinen Zeilen kann man bei bestem Willen nicht herauslesen, daß die Rechtschreibung den schlechten Stil verbessern würde. Wenn die Großschreibung das, was in schlechtem Stil geschrieben ist, eher verständlich macht als die Kleinschreibung, so kann man das ihr wirklich nicht als Makel anrechnen.

Wenn Herr OSR Pacolt mir im folgenden unterstellt, daß ich über die Änderung jedes Buchstabens ein Wehgeschrei anstimmen würde, so ist das eine Behauptung, für die es in meinen Ausführungen auch nicht den geringsten Anhaltspunkt gibt. Zum Schluß läßt er mich noch als einen Ahnungslosen erscheinen, der all die linguistischen, psychologischen, pädagogischen, soziologischen Probleme, welche die Rechtschreibung aufwirft, nicht sieht. Nun, das sind Vorwürfe, zu denen Herr Pacolt schon deshalb nicht berechtigt ist, weil er von mir kaum mehr als den Namen weiß. Wenn er zum Schluß schreibt (S. 156): „„Vermehrt die Großschreibung!“ (unter Anführungszeichen, als ob es ein Zitat aus meinem Artikel wäre), Herr Munsa will den beelzebub mit dem teufel austreiben“, dann muß er aus meinem Satz „Die könnte man aber beseitigen, wie es z. B. Prof. Dr. Wüster mit vermehrter Großschreibung versuchen will“ (S. 11) wissen, daß er damit die Vorschläge des Vorsitzenden des allgemeinen Terminologieausschusses mit dem Teufel vergleicht. Prof. Dr. Wüster gehört der Rechtschreibkommission an, aus der ich am Tage meiner Pensionierung ausgetreten bin, und führt im Auftrage dieser Kommission wissenschaftliche Versuche auf dem Gebiet der heiß umstrittenen Groß- und Kleinschreibung durch.

Wer sich doch die Mühe nimmt, die Entgegnung des OSR Pacolt mit meinem Artikel zu vergleichen, wird sich schnell das Urteil über die Art, wie Herr Pacolt polemisiert, bilden.

Franz Munsa